

Dustin Dehez · Kalter Kaffee in Tiflis



Dustin Dehez

# KALTER KAFFEE IN TIFLIS

Absurde Geschichten  
eines deutschen Gesandten

**btb**



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Super Snowbright* liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage  
Copyright © 2013 by btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-75408-3

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

*Meiner Familie und Sarah Elizabeth Kreps,  
die schon wissen wird, warum.*



# Inhalt

- 9 Vorwort – Bremen 2013
- 13 Kalter Kaffee in Tiflis – Georgien 2009
- 33 Provinzen sind zerbrechliche Vasen – China 2009
- 71 Mit Waffenhändlern an der Bar – Israel 2009
- 89 Garnelen und Wein mit der Opposition – Togo 2009
- 115 Zwei F-16 für einmal al-Qaeda – Pakistan 2010
- 143 Singen für den Frieden – Aserbaidshan 2012
- 163 Togo Redux – Togo 2012
- 175 Ein arabischer Frühling in Kairo – Ägypten 2013
- 193 Das Bier danach – Europa 2010-2013
  
- 207 Dank
  
- 209 Glossar



# Vorwort

*Bremen, 2013*

Das erste Mal kam mir die Idee zu diesem Buch auf einer Konferenz der NATO, des Slowakischen Außenministeriums und des Viségrad-Funds in Bratislava im Spätsommer des Jahres 2008, zu der ich als einziger Deutscher eingeladen und dann auch noch gekommen war. Im Laufe des zweiten Konferenztages fanden sich die damaligen Außenminister Polens und der Slowakei zu einer Podiumsdiskussion zusammen, um in nebulös gehaltenen Allgemeinplätzen ihr Vertrauen in die transatlantische Allianz zu bekunden. Während der slowakische Außenminister müde und völlig ausdruckslos das wohl langweiligste Einleitungsstatement aller Zeiten verlas, erklang urplötzlich die klassische James Bond-Melodie. Noch während ich mich ungeschickt im Stuhl wand, um herauszubekommen, woher diese nun kam, griff der polnische Außenminister Radoslaw Sikorski in sein Jackett, holte sein Mobiltelefon heraus und drückte ungeniert darauf herum, während es munter weiterklingelte. Sikorski sah ohnehin immer aus, als hätte er im letzten James Bond den Bösewicht gespielt: Er hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Mads Mikkelsen – und einen ganz fabelhaften Humor. Seine platte Nase, das blasse Gesicht und die stets ungeschickt in die Stirn fallende Tolle ließen ihn wie einen schlecht getarnten KGB-Agenten an

den Rändern des Warschauer Paktes aussehen. Der Wahl seiner persönlichen Accessoires treu folgend, wies er in seinen einführenden Worten mit Nachdruck darauf hin, dass Polen nicht vorhabe, Deutschland zu besetzen, zumindest nicht so bald. Nicht dass das nicht ginge, Polen hätte an jedem Freitag-nachmittag gute Chancen gehabt, wenn deutsche Soldaten in aller Regel die Intercitys zwischen Porta Westfalica und Görlitz verstopften. Ich hatte also allen Grund zur Erleichterung. Aber wie er da auf seinem Mobiltelefon herumdrückte, entschied ich in stiller Eitelkeit, dass all diese Anekdoten nicht länger verlorengehen sollten. Es sind schließlich diese Dinge, die ich nie in Konferenzberichte schreiben durfte, die mir aber beim abendlichen Nacherzählen die Aufmerksamkeit einer schon viel zu lange nur entfernt Angebeteten brachten. Ich musste also dringend damit beginnen, alles aufzuschreiben und über meine vergeblich angeführten Beweise für Liebe und Leidenschaft Buch zu führen.

Auf den meisten Reisen, die mich schließlich zum Schreiben dieses Buches verführt haben, war ich sozusagen teilnehmender Beobachter. Wer mit dem Begriff der teilnehmenden Beobachtung nichts anfangen kann, hat vermutlich nie Malinowski und/oder Ethnologie studiert, dafür aber mit großer Wahrscheinlichkeit seinen gesunden Menschenverstand bewahrt. Das Konzept besagt eigentlich nichts weiter, als dass der Ethnologe sich nicht in die Angelegenheiten und Vorgänge einer Gemeinschaft einmischen soll, die er zu beobachten, verstehen und anschließend zu beschreiben versucht. In der Regel, so nahm ich an, hieß das, dass sich die Ethnologen und Anthropologen, die den Hühnerkampf auf Bali, die Kinderheirat in Süd-Waziristan oder norwegische Fischer bei der Schnapsbrennerei beobachteten, sich vor lauter Ereignis-

losigkeit ausgiebig betrinken. So habe ich das, wie dem Leser sicher nicht entgehen wird, auch gehandhabt.

Tatsächlich habe ich die Hoffnung, dass dieses Buch mehr ist als nur eine lose Sammlung von persönlichen Anekdoten, sondern dem Leser einen Eindruck von dem vermittelt, was sich außerhalb der für die Tagesschau und Günther Jauch zu-rechtgeschnittenen Welt abspielt. Mit anderen Worten: den Leser mit dem vertraut zu machen, was sonst auf dem Globus geschieht und dabei jene Stereotypen zu vermeiden, die die deutschen Medien so gerne prägen. Dabei entführt das Buch den Leser an Plätze, die im Merian nicht unbedingt als besonders einladende, vergnügliche Erholungsorte angepriesen werden, die in keinem Lonely Planet Beschreibung finden, in denen dennoch Abenteuer erlebt werden und phantastische Bekanntschaften geschlossen werden können und die in den Nachrichten eigentlich einen Platz haben müssten, der ihnen aber aus unerfindlichen Gründen verweigert wird. Meist weil den Nachrichtenmachern andere, wichtigere Dinge dazwischenkommen, etwa weil ein belangloses Kloster in Hitzacker eine neue Flutmauer erhalten hat, in Cannstatt ein beliebiges Treffen irgendeiner Nischenpartei stattfand oder weil die öffentlich-rechtlichen Sender Katharina Witt davon überzeugen konnten, einem zweitklassigen Laiendarsteller irgendeinen ausgedachten Fernsehpreis anzudrehen und sich daher gezwungen sehen, eine ganze Ewigkeit über sich selbst zu berichten. Ich will nicht unerwähnt lassen, dass ich bereit bin, für die Erfüllung des Sendeauftrags angemessene Wiedergutmachung der öffentlich-rechtlichen Sender entgegenzunehmen. Ob es gelungen ist, dem Leser den Rest der Welt ein Stück näherzubringen, darf ich zum Glück nicht selbst entscheiden. Wie bei einem Buch über die schönen Sei-

ten der Welt üblich, kommt es nicht ganz ohne Quellen aus. Alle Übersetzungen stammen aus dem Englischen und sind, sofern nicht anders gekennzeichnet, vom Autor selbst vorgenommen worden.

Ein guter Autor ist zuerst ein guter Leser und so dürfen all die intellektuellen Anregungen, die mich zu Stil und Unfug in diesem Buch verleitet haben, nicht ungenannt bleiben: Die wunderbaren Reiseberichte P.J. O'Rourke's, die Reportagen von Christopher Hitchens und die Romane so wunderbarer Autoren wie Mohammed Hanif, Evelyn Waugh, Stuart Stevens, Graham Greene, Hunter S. Thompson, P.G. Wodehouse und vielen anderen. Hier und da habe ich einen Namen verändert, nicht etwa aus naheliegender oder einer durch den einen oder anderen Abend an der Bar hervorgerufene Vergesslichkeit, sondern um Gesprächspartner vor möglichen Repressalien des Staates oder Lebenspartners zu schützen, nicht immer in dieser Reihenfolge.

# Kalter Kaffee in Tiflis

*Georgien, Februar 2009*

Auf irgendeinem Pfad musste mein Name an Katja gelangt sein, die das Auslandsbüro einer deutschen politischen Stiftung in Tiflis leitete, und die mich nun für ein paar Tage in die georgische Hauptstadt und nach Gudauri, einen beliebten, aber in Europa doch weitgehend unbekanntem Winter-sportort, eingeladen hatte. Dort sollte ich nun einer Winter-schule für georgische Studenten und Nachwuchsdiplomaten zweifelhaften Glanz verleihen, etwas zur NATO und den Sicherheitsproblemen der Region aus alliierter Perspektive erzählen. Ich nehme solche Einladungen furchtbar gerne an und sage dafür bereitwillig alles andere ab. Lasse, mit den Worten meiner Eltern, alles stehen und liegen. Auch sonst erinnert vieles an meine Jugend. Schon der Flug nach Tiflis gleicht mehr einer Klassenfahrt. Waren auf dem Flug von Frankfurt nach Istanbul noch alle Passagiere artig auf ihre Plätze zurückgekehrt, als das Ansnallzeichen über den Sitzen aufleuchtete, geschieht auf dem Flug nach Tiflis das exakte Gegenteil. Kaum blinkt das Ansnallzeichen einladend, stehen um mich herum alle möglichen Georgier auf, rennen durch das Flugzeug zur Toilette, rufen nach der Stewardess, holen umständlich irgendetwas aus dem Gepäckfach oder führen irgendwelche, offensichtlich richtungslosen Unterhaltungen

mit Bekannten drei Reihen hinter mir. Einer der Nachteile, wenn man in ein Land mit gerade mal vier Millionen Einwohnern fliegt, ist, dass jeder jeden über wirklich jede Ecke kennt. Ein gemeinsamer Flug muss hier in etwa so viel Gesprächsbedarf schaffen wie andernorts eine Wahlparty oder ein Kriegsausbruch. Dieses Spektakel dauert ungefähr zehn Minuten, dann kehrt vorübergehende Ruhe ein, einzig vereinzelte Handyanrufe unterbrechen die letzte Minute des Landeanfluges, vermutlich teilen einige Georgier ihrer Familie den bevorstehenden Absturz der Maschine mit oder berichten von einer überfälligen, aber leider desaströs endenden Familienzusammenführung. So genau kann ich das nicht sagen, denn das Georgische ist eine recht blumige Sprache. Die Einzigen, die den georgischen Flugzirkus gelassen hinnehmen, sind die Stewardessen und ein halbes Dutzend gelangweilter UN-Soldaten, die auf dem Weg zur UN-Mission (UNOMIG) in Georgien sind.

Zu meiner Überraschung setzt die Maschine dann um drei Uhr nachts recht ruhig auf der Landebahn in Tiflis auf und rutscht nicht etwa über einen Acker zwischen Gori und irgendeinem Dorf in den ossetischen Bergen, von wo aus Rettungsmannschaften Wochen gebraucht hätten, um überhaupt zur Unglücksstelle zu gelangen. Das Flugzeug rollt an alten Mi-8-Helikoptern vorbei zum Terminal, nimmt ein paar Schlaglöcher, macht einen kurzen Satz und kommt mit einem Ruck zum Stehen. Im Terminal angelangt, gehe ich erstmal auf die Toilette, denn bevor mein Koffer ankommt, schießen aus unerfindlichen Gründen unzählige Absperrstangen und einige hundert Metallkisten der UN-Soldaten auf das Gepäckband. Kurz nach mir düst auch gleich ein Dutzend Georgier zur Toilette, nicht etwa um mir Gesellschaft zu leisten, son-

dern nur um zu rauchen. Ein Blick in den Papierkorb offenbart, dass es sich dabei wohl um einen jüngeren georgischen Brauch handeln muss, der in den Terminals georgischer Flughäfen weite Verbreitung gefunden hat. Die georgische Regierung hatte am Flughafen ein Experiment gestartet, den Rauchern das Rauchen madig zu machen, ein Versuch, der überall sonst im Land zum Scheitern verurteilt gewesen wäre und vermutlich nur den ersten Eindruck der Europäer von Georgien geraderücken sollte – es handelte sich also um eine Art Pilotprojekt. Überhaupt rauchen die Georgier bei jeder Gelegenheit, und das sehr ausgiebig. Die Passkontrolle, für mich immer eine gewisse Hürde, weil Grenzbeamte meinen Pass aus mir schleierhaften Gründen – vermutlich irritiert sie mein Name – immer extrem lange und ungläubig in ihren Händen drehen, ermöglicht einen ersten Einblick in die politischen Probleme, oder in der Terminologie der Europäischen Union, Herausforderungen des Landes. Ein mit schlechtem Wörterbuch angefertigter Zettel weist mich darauf hin, dass Georgien ein »Land ohne Korruption« sei und dass der Versuch, Beamte zu bestechen, mit bis zu sieben Jahren Haft geahndet werde. Ich bin mir nicht sicher, ob es sich bei diesem zarten Hinweis um die staatliche Sorge um den Ruf des Landes handelt, oder ob die offizielle Mitteilung mehr als subtiler Hinweis auf die sozialen Probleme der georgischen Staatsbeamten zu verstehen ist und ich nochmal schnell Bargeld am Automaten holen sollte.

Endlich kann auch ich meinen Koffer einsammeln und begeben mich auf die Suche nach Giorgi, der mich vom Flughafen abholen und zu meinem Hotel fahren soll. Kaum gefunden, erklärt mir Giorgi, warum die Regierung es für nötig hält, Reisende auf die wohl erst kürzlich gewonnene Korrup-

tionsfreiheit des Landes hinzuweisen. Während wir auf der Hauptstraße vom Flughafen, vorbei am neuen Innen- und dem georgischen Gas- und Ölministerium, in die Stadt fahren, erzählt er mir, dass diese Korruptionsfreiheit wohl ein georgisches Alleinstellungsmerkmal im Südkaukasus ist und dass viele Armenier, die das Land zuhauf bereisten, aus gewisser armenischer Gewohnheit heraus, Polizeibeamten mit den geforderten Papieren unaufgefordert auch gleich eine nicht weiter nennenswerte, finanzielle Aufmerksamkeit aushändigten. Nun würden einige hundert rechtschaffene Armenier in georgischen Gefängnissen sitzen und Anklagen wegen versuchter Bestechung erwarten. Giorgi erzählt mir auch, dass er selbst gerne Gio genannt werde, denn überhaupt würden alle georgischen Vornamen auf o enden. Sollten aber unberechenbare Kräfte, vermutlich Eltern, einmal dafür gesorgt haben, dass ein Name nicht auf o endete, wie etwa bei Giorgi, kürzten die Georgier den Namen so ab, dass am Ende doch wieder ein o stünde. Streng der Regel folgend und als Ausdruck einer kreativen Meisterleistung, nannten die Georgier Giorgi also Gio. Gio hatte in Saarbrücken Deutsch gelernt und musste sich nun von einem deutschen Besucher in Georgien sagen lassen, dass Saarbrücken die dritthässlichste Stadt der Welt sei, nach Ulan Bator und Bischkek. Ich nehme an, dass er ebendeshalb nach Tiflis zurückgekehrt war.

Seit einigen Jahren versucht Georgien in die NATO zu gelangen. Die NATO ihrerseits erschwert Georgien seit ebenso vielen Jahren den Beitritt, indem die Allianz angestrengt auf die Provinzen Südossetien und Abchasien verweist. Moskau wiederum will den Beitritt mit demselben Hinweis ein für allemal verhindern. Übrigens ist Nato auch ein georgischer Mädchenname, genaugenommen eine Abkürzung für Natalya,

und da Georgien im Großen und Ganzen doch eine patriarchalische Gesellschaft ist, kursieren allerhand Witze darüber, wie man wohl am besten in die Nato hineinkomme. Im August 2008 hatte es Georgien in die Nachrichten aller Welt geschafft, als es sich zu einer militärischen Auseinandersetzung mit seinem geringfügig größeren nördlichen Nachbarn Russland genötigt sah. 1991/92 hatte das Land mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion nicht nur die Unabhängigkeit erreicht, sondern auch einen kurzen, verschwurbelten Bürgerkrieg. In Georgien hatte dieselbe Krankheit Fuß gefasst, die zeitgleich aus Jugoslawien eine von einem mittelalterlichen Bürgerkrieg verwüstete Mondlandschaft gemacht hatte; die Vorstellung nämlich, dass jedes Häuflein Menschen, das sich in irgendeiner Form von anderen unterschied – Länge der Bartstopfeln, Religion, Gestaltung der Vornamen oder was auch immer – oder sich auch gar nicht von den anderen abhob, jedoch vom Rest der Menschheit durch einen Bergkamm oder eine Hügelkette getrennt lebte, irgendwie eine Nation sei und deshalb Anspruch auf einen eigenen Staat habe. Die Vorstellung, einen gemeinsamen, besseren zu schaffen, war schon auf dem Balkan aus unerfindlichen Gründen nicht mehrheitsfähig gewesen, und in Georgien war dieser Gedanke nur unter jenen populär, die sich tatsächlich für Georgier hielten. Allerdings gab es sehr unterschiedliche Vorstellungen von dem zu schaffenden Staat, und nicht wenige fragten, ob man denn nun so ganz unbedingt überhaupt einen schaffen müsse. Diejenigen nahmen wohl an, es ginge eh am besten ohne irgendeinen staatlichen – wie es in der Entwicklungszusammenarbeit so schön heißt – Ordnungsrahmen. Das war erstaunlich, sonst geht es in der Entwicklungszusammenarbeit nämlich in erster Linie um den geregelten Mittelabfluss. In Georgien waren es die Abchasen und Südosseten, die den Verbleib inner-

halb Georgiens ablehnten und jeweils eigene Staaten gründen wollten, die in Einwohnerzahl und Fläche nur Luxemburg Konkurrenz machen konnten und deren Überlebensfähigkeit von westlichen Analysten mit ungewohnt vernünftigen Argumenten bezweifelt wurde (vor allem Größe und Lage werden dabei umstandsreich angeführt), wenn sie nicht großspurig Briefkastenfirmen und Drogenschmuggel ins Feld führten. Die internationale Gemeinschaft machte dann das, was Familien mit derlei Problemen am besten tun: Sie versuchte es unter den Teppich zu kehren und bereicherte die Welt um den Begriff des »eingefrorenen Konflikts«, ein Terminus, dessen Bedeutung und dessen unausweichliche Konsequenzen den meisten Menschen aus ihrer Ehe bekannt sind. Abchasen und Südosseten blieben in Abchasien und Südossetien und machten, was sie sonst auch machten, und Georgien blieb Georgien und durfte Abchasien und Südossetien zu seinen Staatsgebieten zählen, nur dass die Georgier dort nicht hineindurften. Das wäre auch schwierig gewesen, denn auf diesen Territorien standen sich eine russisch geführte und eine UN-Friedenstruppe (die UNOMIG) gegenseitig auf den Füßen herum, die gemeinsam darauf achteten, dass alles so blieb wie es war. All das kostete die internationale Gemeinschaft zwar eine Menge Geld, erlaubte es ihr aber, sich nicht weiter um den Konflikt kümmern zu müssen, während sie offiziell geduldig auf eine, wie auch immer geartete, Konfliktlösungsreife wartete – eine Strategie also, die schon in der Serie Beverly Hills 90210 aus dramaturgischen Gründen scheitern musste und bei Parker Lewis Lebens- bzw. Filmkonzept war. Die meisten Familien finden charakterlich ähnlich geartete Lösungen durch das rechtzeitige Einschalten von Internaten, Hospizen oder Wohnstiften.

Die georgische Antwort auf Parker Lewis, den Coolen von der Schule, war Michael Saakaschwili, der Hitzkopf von Tiflis. Er brachte das Land nach dem Sturz Eduard Schewardnazes auf einen westlichen Kurs und begann eine ungewohnt erfolgreiche Modernisierung. Vielversprechend war sie schon allein deshalb, weil es nicht nur bei der Ankündigung blieb. Zu dieser Modernisierung zählte auch das Ansinnen, Georgien in die NATO zu führen, was aber den Russen nicht in den Kram passte. Russland hatte im Laufe der 1990er Jahre den rapiden Verfall seiner Macht ohnmächtig mitansehen müssen und es zu Beginn des neuen Jahrhunderts dank massiver Öl- und Gasverkäufe geschafft, wieder zu einer gewissen Stärke zurückzufinden, und begann nun ordentlich gegen den Westen und besonders die Vereinigten Staaten anzustänkern. Für Russland waren Südossetien und Abchasien plötzlich willkommene Mittel, um Georgien aus der NATO herauszuhalten. Im Laufe des Jahres 2008 hatte sich die Lage zwischen Russland und Georgien dramatisch zugespitzt, immer wieder hatte es Scharmützel zwischen den vermeintlichen russischen Friedenstruppen und georgischen Soldaten gegeben, bis sie schließlich am 7. August direkt aneinandergerieten. Schon im Februar 2008 hatten Russland und Abchasien gemeinsam überlegt, was zu tun sei, wenn der Westen den Kosovo als Staat anerkennen würde. Das war eine besonders verworrene Umschreibung für das Ansinnen, es dem Westen gleichzutun und ebenfalls so gar nicht lebensfähige Staaten zu schaffen. Moskau unterstrich damit auch eine ganz besondere Reife im Umgang mit dem Rest der Welt. Im März erklärte Russland, dessen sogenannte Friedenstruppe in Südossetien und Abchasien immerhin auf ein Mandat der ansonsten vollkommen unbedeutend gewordenen Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS) angewiesen war, dass es sich nicht länger an die

Vereinbarungen zur »Konfliktregulierung in Abchasien (Georgien)« der GUS aus dem Jahr 1996 halten würde, und im Mai folgte schließlich der Befehl an die russischen Truppen, ohne Rücksprache mit dem Kreml, alle nötigen militärischen Mittel einzusetzen – wofür auch immer. Klar war da bereits, dass damit keine Solderhöhungen gemeint waren, zumindest keine regulären. Georgien ernannte zwischenzeitlich einen Minister für Reintegration, was wiederum Südosseten und Abchasen ordentlich auf die Palme trieb. Kurz, was in der Nacht vom 7. auf den 8. August in Südossetien genau geschah, wird niemand mehr rekonstruieren können, aber beide Seiten wollten diesen Krieg und hatten das Jahr 2008 mit der Vorbereitung für diesen Waffengang zugebracht. Georgien und Russland hatten dennoch überrascht, besorgt und empört ob des plötzlichen Ausbruchs der Feindseligkeiten reagiert und betont, dass es eine friedliche Einigung geben müsse, am besten sofort oder eben nach Abschluss der jeweils eigenen militärischen Operationen. Jetzt, nur wenige Monate später, kursierten überall die wildesten Theorien: Die erste war dezidiert georgischer Natur und lautete, dass es einen heimlichen Deal mit dem Kreml gegeben haben könnte, wonach Georgien Südossetien zurückholen dürfe, Abchasien dann aber vielleicht doch bei Russland bliebe. Russland habe sich dann einfach nicht an die Verabredung gehalten. Die russische Rechtfertigung sah so aus, dass, nachdem der Westen den Kosovo anerkannt habe, Südossetien und Abchasien ein ebensolches Recht auf Eigenständigkeit hätten, das hätten Volksabstimmungen so ergeben. Dabei wurde gerne und geflissentlich übergangen, dass es etwa in Abchasien durchaus mehr Georgier als Abchasen gab, die allerdings entweder Anfang der 1990er Jahre vertrieben wurden oder einfach nicht abstimmen durften. Eigentlich tat sich Russland mit der Anerkennung ohne-

hin keinen Gefallen: In Südrussland, an der Grenze zu Georgien, lebten die Nordosseten, und die träumten von einem ossetischen Riesenreich und der Vereinigung mit den Südosseten und vermutlich allen anderen Osseten auf dem ganzen Globus. Die westliche Theorie wiederum besagte, Russland wolle nicht nur Georgien aus der NATO heraushalten, sondern auch ein Monopol auf die Gasversorgung Europas. Deshalb dürfe es aus russischer Sicht auf keinen Fall zum Bau der sogenannten Nabucco-Pipeline kommen, die eines Tages aserbaidjanisches und, zu allem Übel, vielleicht auch noch turkmenisches Gas nach Südeuropa führen könnte. Nabucco wäre die einzige Pipeline, die nicht durch Russland verlief und damit das russische Gasversorgungsmonopol durchbrechen könnte, und da sei es doch kein Zufall, dass die Pipeline eben auch durch Georgien verlaufen solle. Der Krieg, so die Theorie, hätte Russland auch dazu gedient, Investoren für die Nabucco-Pipeline abzuschrecken und das russische Gegenprojekt zu unterstützen. Kaukasische Politik ist aber meist so geartet, das war mir jetzt klar, dass wohl alle Theorien irgendwie stimmten.

Während ich im Februar 2009 nachts mit Gio durch Tiflis fahre, ist so gut wie nichts mehr von dem Krieg zu erkennen. Tiflis liegt in einem Tal, der Fernsehturm ist beleuchtet, ebenso wie der kitschige neue Abflugterminal für die Regierung Georgiens. Nichts deutet noch darauf hin, dass russische Panzer nur ein halbes Jahr zuvor bis an die Stadtgrenze gerollt waren. Gio berichtet, dass die Beleuchtung auch während des Krieges mit Russland nicht abgeschaltet worden sei. In der Zeit Eduard Schewardnazes hatte es immer wieder Engpässe in der Stromversorgung gegeben, da sei es nur natürlich, dass man das Licht nicht einfach wieder ausschalte,



Dustin Dehez

**Kalter Kaffee in Tiflis**

Absurde Geschichten eines deutschen Gesandten

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 224 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-442-75408-3

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Ein Mann unterwegs im Auftrag seines Landes. Seine Waffe: Selbstironie

Dustin Dehez, Vortragsreisender für die deutsche Entwicklungshilfe, wird auf seinen Reisen in politische Krisenherde wie Georgien, Israel oder Pakistan die ganze Absurdität seines Anliegens bewusst – ihm dämmert: in diesen Ländern ist Frieden längst zur schlechten Idee verkommen und er wohl der Letzte, der daran etwas ändern könnte. Doch die Lösung ist oft näher und einfacher als gedacht, denn mit ein paar einfachen Regeln, wird jede noch so absurde Konferenz zum Erfolg. Etwa mit Hilfe eines Gläschens Hochprozentigem zur allgemeinen Lockerung – bloß wo bekommt man Alkohol her, wenn die Islamisten das Land fest in ihrer Hand haben, oder man aufgrund einer überdosierten Malariaprophylaxe ohnehin schon doppelt sieht? Wie verhält man sich, wenn der Diktator von jeder Häuserwand herunterlächelt? Und was kann man tun, wenn der nette Tischnachbar im teuren Lokal sich plötzlich als Waffenhändler entpuppt?

Dustin Dehez zeigt uns die Welt, wie wir sie nicht aus der Tagesschau kennen. Und das ist oft furchtbar komisch, manchmal aber auch nur mit einer Prise gesundem schwarzem Humor – und einem gut geschüttelten Martini – zu ertragen.

 [Der Titel im Katalog](#)